

Magazin

DAS FEUILLETON AM WOCHENENDE

Es muss noch viel passieren

Die Dresdner Schauspielerin Claudia Michelsen hat Gedichte Erich Kästners für ein Hörbuch vorgelesen. Im Interview spricht sie über dessen Frauenbild und heutige Rollenmuster.



Claudia Michelsen begann ihre Karriere an der Berliner Volksbühne und ist als Schauspielerin in Kino- und Fernsehfilmen viel beschäftigt. Seit 2013 ermittelt sie als Kommissarin in der Reihe „Polizeiruf 110“ in Magdeburg. Foto: Mathias Bothor

Zwei gebürtige Dresdner begegnen einander auf der CD „Plädoyer einer Frau“: die Schauspielerin Claudia Michelsen und der Schriftsteller Erich Kästner. Als Dritter kommt der Musiker und Hörbuchverleger Frank Fröhlich dazu. Seine Musik und die verblüffenden Arrangements bekannter Klassiker begleiten die Auswahl an Gedichten, in denen Claudia Michelsen den vernachlässigten Gattinnen, den selbstbewussten Bardamen und den mehr oder weniger glücklich verliebten Frauen ihre Stimme gibt. Im SZ-Gespräch denkt die 52-jährige Ausnahmekünstlerin auch über Frauen in der DDR und heutige Rollenbilder nach.

Erinnern Sie sich noch an Ihre erste Kästner-Lektüre, Frau Michelsen?
Ja, das war tatsächlich „Das doppelte Lottchen“, gefolgt von „Das fliegende Klassenzimmer“. Später habe ich auch die großartigen Verfilmungen geschaut, alte wie neue, oft mit meinen Töchtern.

Haben Sie bei der Arbeit an der CD „Plädoyer einer Frau“ einen Kästner entdeckt, den Sie noch nicht kannten?
Nein, ich kannte die meisten Gedichte, aber es ist immer noch einmal etwas neu und anders, wenn man sich in den Dienst von einem Text stellt. Man entdeckt mehr als nur beim Lesen, wie ich finde.

Bei Drehbüchern entscheiden Sie sich anhand des Textes, ob Sie den Auftrag annehmen. Gilt das auch fürs Hörbuch?
Nein, nicht immer. Ich habe auch schon hin und wieder Hörbücher gelesen, die nicht als große Literatur bezeichnet werden, bei denen ich aber trotzdem etwas finden konnte, was wahrscheinlich auch die Leser oder Zuhörer begeistern konnte.

Was gab den Ausschlag für Erich Kästner?
Ehrlich gesagt war das Frank Fröhlichs Idee. Er fragte mich über meine Agentin,

ob ich Lust darauf hätte, und ja, die hatte ich.

Erich Kästner hatte viele kurze Lieben, zwei längere und zwei nebeneinanderher, er ließ sich noch als erwachsener Mann von Mutthen die Hemden waschen – interessiert einen all das, wenn man seine Texte über Frauen einliest?

Ja, tatsächlich schon, aber vielleicht hat das auch mit dem Buch von Florian Illies „Liebe in den Zeiten des Hasses“ zu tun, das ich gerade lesen durfte für eine gemeinsame Buchvorstellung. Es war normaler in diesen Zeiten, das Lieben und Entlieben und Neulieben. Merkwürdig, wie sich das ver-

ändert hat und wie manches nun als neue Errungenschaft wiederentdeckt wird, was doch schon vor langer Zeit viel freier war.

Kästners Frauenbild mag zeittypisch sein, wirkt aber aus heutiger Sicht recht antiquiert, wenn es etwa heißt, man müsse Frauen verführen und verhauen. Die Ehefrauen in den Gedichten wirken wenig emanzipiert. Sehen Sie das auch so?

Ja, das ist natürlich offensichtlich. Und wahrscheinlich entspricht es auch dem Bild der meisten Frauen aus dieser Zeit. Aber auch da gab es bereits Freigeister*innen, die sehr anders das gelebt haben, was sie wollten.

Wer oder was hat Ihr Frauenbild geprägt?
Das wäre ein längeres Gespräch ...

Haben wir es als Frauen herrlich weit gebracht? Etwa im Vergleich zu den Ballettmädlein, Animierdamen und Bürofräulein, die Kästner auftreten lässt?
Ja, das haben wir. Und trotzdem erinnere ich mich in letzter Zeit gern an unsere Frauen aus der DDR. Wie weit diese doch waren. Vieles wird jetzt erkämpft und als Errungenschaft bezeichnet, was in meiner Kindheit normal war. Aber trotzdem haben wir es im Vergleich zu damals schon sehr weit gebracht, und immer ist da noch 'ne Menge Luft nach oben.

Haben Sie als Schauspielerin Erfahrungen gemacht mit der „Besetzungscouch“, mit übergriffigem Verhalten?
Ja, das habe ich. Welche Frau hat das nicht?

Finden Sie die MeToo-Diskussion überreif oder übertrieben?

Absolut überreif und überhaupt nicht übertrieben. Das Schlimme ist, das es für uns Frauen über Jahre normal war und ganz einfach dazugehörte. Man kannte es nicht anders und wehrte sich im Kleinen, wenn überhaupt. Schlimm. Ich bin dankbar, dass unsere Töchter sich schon jetzt so ganz anders aufstellen können in vielen Punkten.

Meinen Sie, dass die Debatte etwas verändert im Film- und Theaterbetrieb?

Ja, das hoffe ich, und ich denke, es passiert auch schon viel. Ich bleibe mal positiv, obwohl auch hier noch vieles passieren muss, wie wir alle wissen!

Ist es Zufall, dass bei Ihrem nächsten Polizeiruf „Blackout“ Drehbuch, Regie, Kamera, Produktion in den Händen von Frauen liegen?

Nein, es ist dem Sender und uns enorm wichtig, erst einmal auch diese Richtung oder diese Tür konsequent zu öffnen. Das geht nur so. Und es macht ja auch Spaß. Unsere Produzentin Iris Kiefer ist übrigens schon seit Jahren an meiner Seite, gemeinsam mit den Redakteurinnen des MDR.

Was können Frauen in diesem Metier besser als Männer?

Warum sollen die Frauen etwas besser können? Ich freue mich auf die Zeit, wo das kein Thema mehr sein wird. Ich möchte so gern jeglichen Vergleich oder Gedanken eines Wettrennens vermeiden. Ich bin froh über die Männer, genauso wie über die Frauen und so on ...

Manche Schauspieler schreiben in den Drehpausen Romane – sind Hörbuchaufnahmen auch ein Lückenfüller?

Nein, überhaupt nicht. Nichts strengt mich mehr an, als ein Hörbuch vorzubereiten. Ich gehöre nicht zu den Sprecherinnen, denen das leicht fällt.

- Das Gespräch führte Karin Großmann.
- Die CD „Plädoyer einer Frau“ erschien im Verlag Goldmund-Hörbücher Dresden und kostet 16 Euro.

KOPF DER WOCHE

Der Traum seiner Kindheit

Mit 75 Jahren wagt Steven Spielberg noch mal was ganz Neues.

VON BARBARA MUNKER

So produktiv, erfolgreich und abwechslungsreich wie Steven Spielberg ist kein anderer Hollywood-Regisseur: „Der weiße Hai“, „E. T.“, „Indiana Jones“, „Schindlers Liste“, „Lincoln“ – seine Filme



Foto: dpa

kennt jeder. In einem Alter, in dem viele längst im Ruhestand sind, hat der Filmmacher jetzt Neuland betreten. Spielberg, der an diesem Samstag 75 Jahre alt wird, hat mit „West Side Story“ das erste Film-Musical seiner langen Karriere inszeniert und sich damit einen Kindheitstraum erfüllt.

Er sei elf Jahre alt gewesen, als seine Eltern eine Aufnahme von dem Broadway-Hit „West Side Story“ (1957) nach Hause gebracht hätten, erzählte der Regisseur der Zeitung Boston Herald. Mit Begeisterung habe er die Texte gelernt und die Lieder gesungen. Seine eigene Adaption, basierend auf dem Musical-Klassiker aus der Feder von Leonard Bernstein (Musik), Stephen Sondheim (Liedtexte) und Arthur Laurents (Buch), ist seit dem 9. Dezember in den deutschen Kinos.

Während Filmkritiker „West Side Story“ gute Oscar-Chancen einräumen, arbeitet Spielberg längst an seinem nächsten Projekt. Mit dem autobiografisch geprägten Drama „The Fabelmans“ schaut der Sohn einer jüdischen Familie auf seine Kindheit zurück. Das Skript schrieb der Regisseur gemeinsam mit Autor Tony Kushner, der auch die Drehbücher für Spielberg-Filme wie „München“, „Lincoln“ und „West Side Story“ lieferte. Spielberg verbrachte in den Fünfzigern Teile seiner Kindheit im US-Staat Arizona. Mit einer Super-8-mm-Filmkamera, einem Geschenk seines Vaters, drehte er schon als Teenager Filme. Einen Rückzieher von einem Herzensprojekt machte Spielberg aber doch. Nach vier „Indiana Jones“-Filmen war er 2020 von dem geplanten fünften Teil der Abenteuer saga abgesprungen. Den Job gab er an den jüngeren Kollegen James Mangold ab, als Produzent ist er aber weiter an Bord. Nach zig Aufschüben soll „Indiana Jones 5“ mit dem ergrauten Harrison Ford als Archäologie-Professor Henry Walton Jones 2023 in die Kinos kommen.

Spielberg ist siebenfacher Vater und in zweiter Ehe mit der Schauspielerin Kate Capshaw (68, „Indiana Jones und der Tempel des Todes“) verheiratet. (dpa)

Was Zahlen über Träume sagen

Eine nicht ganz ernst gemeinte Umfrage hat Erstaunliches herausgefunden. 87 Prozent der Deutschen hätten gern Günther Jauch als Bundeskanzler. 68 Prozent aller Frauen unter 60 favorisieren Ingo Zamperoni oder Cem Özdemir als Außenminister. 66 Prozent der Männer über 60 wünschen sich Christian Streich oder Steffen Baumgart als nächsten Bundespräsidenten. 66 Prozent aller Frauen über 60 hingegen träumten von Karl Lauterbach als Gesundheitsminister. Ihr Traum ist in Erfüllung gegangen; ein seltenes Phänomen in diesen Zeiten.

Für 83 Prozent aller Deutschen ist Frau Merkel noch immer die beliebteste Politikerin. Obwohl sie in Rente ist und in ihrer Datsche in der Uckermark Kartoffelsuppe kocht. Wo sie beim Umrühren den Walkürenritt hört und nicht den vergessenen Farbfilm, während Herr Sauer sorgfältig ein wenig Majoran in den Topf gibt. Aber zurück zu den Zahlen, die eine deutliche



Moment mal!
BETTINA RUCZYNSKI

Alles soll sich ändern, nur wehtun darf es nicht.

Sprache sprechen und nachdenklich machen. Sie erzählen vom unmöglichen Traum, dass sich bitte alles ändern möge, aber bitte nicht so sehr, dass es wehtut. Die allermeisten meiner Mitmenschen möchten gern von einem ewig-jungen, sympathischen TV-Rateonkel regiert werden, der

bewiesen hat, dass er angstfrei agieren kann, schnell ist im Kopf und für den Empathie kein Fremdwort ist. Fragen Sie in Potsdam nach. Keine schlechte Wahl also. Bei Streich und Baumgart findet sich niemand, der ein böses Wort über diese beiden Ausnahme-Fußballtrainer verlieren würde. Außer vielleicht Lothar Matthäus, der hat ja immer was zu meckern.

Also sind der Metzgers-Sohn aus dem Schwarzwald, der sich sein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg hat erarbeiten müssen, und der Schiebermützenträger aus Rostock, Kfz-Mechaniker und Teilzeitphilosoph – „Ein Spiel ist erst zu Ende, wenn der Schiedsrichter pfeift und ich nicht mehr brülle!“ –, ebenfalls eine gute Wahl. Wie auch Ingo Zamperoni und Cem Özdemir, der aber nicht Außenminister muss, sondern demnächst Weinköniginnen und Spargelkaiserinnen krönen darf, was besonders den Toni Hofreiter traurig macht, nicht den Ingo. Aber das ist eine andere Ge-

schichte. Bleibt die große Frage: Wo bleibt eigentlich der Olaf in dieser Geschichte? Denn die Geschichte hat ja längst bewiesen, dass die Olafs dieser Welt langsam, aber gewaltig kommen. Denken wir nur an Olaf, den Schneemann. Olaf, den Schubert. An Olaf, den Guthfrithsson, der 939 König von Dublin wurde. Und natürlich an Olaf, den Scholz, der schon mit zwölf wusste, dass er Bundeskanzler werden will. Wo unsereins noch von einem Leben als Schäfer träumte; mit netten Rhönschafen, Lasse bei Fuß und einem Schäferkarren voller Bücher. Der Osnabrücker Olaf war da bereits weiter. Erinnern Sie sich, wie einst Sportreporterlegende Heinz-Florian Oertel bei Olympia 1980 voller Begeisterung über Waldemar Cierpinski's Gold im Marathon die unvergesslichen Worte rief: „Liebe junge Väter, haben Sie Mut! Nennen Sie Ihre Neuankommlinge des heutigen Tages ruhig Waldemar! Waldemar ist da!“? Diese Idee aufnehmend, möchte man jetzt alle

werdenden Eltern auffordern, ihre Kinder Olaf zu nennen. Auch die Mädchen. Denn der Name Olaf geht auf das urnordische Anulaibaz zurück und heißt so viel wie „Nachkomme des Urahns“.

Der Gatte und ich als Urahnen kriegen bald wieder einen Nachkommen, also den nächsten Enkel, was uns sehr freut. Es wird allerdings kein Olaf, sondern eine Pia, das „die Pflichtgetreue“ bedeutet. Die Kindsmutter und der Kindsvater zeigen sich, was den schönen Namen Olaf angeht, eher störrisch, was schade für den Olaf ist, aber fein für die Pia. Apropos fein: Ist Ihnen aufgefallen, dass in diesem Text das C-Wort nirgends vorkommt? Ich wünsche Ihnen und den Ihren wunderbare Weihnachten! Lassen Sie uns im neuen Jahr mehr Mitgefühl und weniger Groll wagen. Bleiben Sie gesund und fröhlich!

■ Unsere Kolumnistin ist freie Autorin und schreibt seit vielen Jahren für die Sächsische Zeitung.